

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31336-5

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Stephen Birmingham

DIE GROSSEN
MEYERSONS

Roman

Scherz

Erste Auflage 1990
Einzig berechtigte Übersetzung
aus dem Amerikanischen von Alfred Hans.
Titel der Originalausgabe: «Shades of Fortune».
Copyright © 1989 by Stephen Birmingham.
Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag Bern, München, Wien.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck sind vorbehalten.
Schutzumschlag von Manfred Waller
unter Verwendung eines Gemäldes
von Image Bank, München.

I

Wenn du auf andere einen guten Eindruck machen möchtest», pflegte mein Vater zu sagen, «hör zu und sag selbst nichts. Es ist nicht schwer, die Leute auszuquetschen. Die meisten sprechen gern über sich selbst und sind selig, wenn sie jemanden finden, der ihnen zuhört. Wenn du dich daran hältst, mögen sie dich sofort.»

Kaum jemand achtet auf elterliche Ratschläge, dieser aber hat sich mir eingeprägt. Nachdem ich ein Leben lang anderen zugehört habe und einiges davon auch aufschrieb – mache ich mir einen Spaß daraus zu überlegen, worüber die Menschen wohl reden, wenn ich nicht dabei sein kann – das ist für mich inzwischen schon ein Steckenpferd geworden.

Angefangen hat die Sache, als ich eines frühen Augustabends vor dem Haus an der Fifth Avenue, in dem Mimi Meyerson wohnt, ein auffälliges junges Paar aus einem Taxi steigen sah. Ich saß auf einer Bank zum Central Park hin und löste Kreuzworträtsel.

Obwohl ich die beiden nicht kannte, wußte ich doch, wer sie sein mußten.

Ich stellte mir vor, wie die junge Frau, kaum daß sie den walnußgefästelten und blattgoldverzierten Aufzug betreten hatte, im Spiegel an dessen Rückwand aufmerksam ihr Gesicht betrachtete, mit einem Stielkamm eine verrutschte Strähne ihres dunklen Haars zurechrückte und zu ihrem Begleiter sagte: «Ich bin auf sie gespannt. Sie soll ja ein ziemliches Miststück sein.»

Der junge Mann, der ruhiger und weltläufiger wirkte, sagte darauf: «Hast du vorher nicht mit ihr gesprochen? Ich schon.»

«Die haben mich nach Katalog ausgesucht», gibt die junge Frau zur Antwort, ohne den Blick von ihrem Spiegelbild zu lösen. «In der Endrunde waren wir noch hundert. Hab ich zu viel Augen-Make-up? Sei ehrlich.»

«Regel Nummer eins», sagt der junge Mann, «wenn eine Frau fragen muß, ob sie von etwas zu viel hat, ist es zu viel.»

«Das Miststück bist du», sagt die junge Frau.

Die beiden, Sheila Shearson und Dirk Gordon, gehörten zu Mimis Gästen jenes Abends. Er hieß tatsächlich Dirk Gordon, der Name Sheila Shearson hingegen war eine Erfindung der Modellagentur Ford; die junge Frau war als Irene Godowski zur Welt gekommen. Soviel wußte ich, und ich konnte mir gut vorstellen, wie der Fahrstuhlführer Buddy, den ich schon recht gut kannte, ihrem Gespräch mit teilnahmslosem Gesicht zuhörte, während der Lift geräuschlos zu Mimis Wohnung im 14. Stock emporglitt. Das Gebäude mit der Nummer 1107 ist eins der wenigen in New York, dessen beide Aufzüge nach wie vor von Männern in Livree mit goldenen Epauletten und weißen Handschuhen bedient werden. In der Eingangshalle wacht ein Portier, und den ganzen Tag lang sitzt jemand an einer Theke am Eingang hinter einem Schild, auf dem es heißt *Besuche nur nach Anmeldung*. Es ist ein eindrucksvoller Bau aus den zwanziger Jahren, die Art Gebäude, von der Mimi Meyerson einmal im Spaß gesagt hat: «Wer hier lebt, gehört schlagartig zum alten Geldadel.»

Auf der Parkbank saß ich, weil ich für Mimis Abendeinladung zu früh gekommen war, denn der Verkehr von Greenwich Village her war nicht so schlimm gewesen wie erwartet. Damals kannte ich Mimi noch nicht gut, aber ich wußte, daß sie als eine Gastgeberin galt, bei der alles bis aufs I-Tüpfelchen stimmen mußte, und so konnte ich mir denken, daß im letzten Augenblick noch dies und jenes ihrer Aufmerksamkeit bedurfte. Es war unerheblich, daß Dirk Gordon und Sheila Shearson volle zehn Minuten zu früh kamen. Sie gehörten mehr oder weniger zum Dekor, waren für Mimi im Moment nicht wichtiger als eins ihrer Blumenarrangements.

Ganz stimmte das nicht, denn vom geschäftlichen Standpunkt aus waren sie wichtig für sie, wenn auch nicht so wichtig, wie sie ihrem Auftreten nach anzunehmen schienen. Beide umgab eine gewisse gesuchte Eleganz – er trug einen makellos sitzenden Smoking, sie ein lippenstiftrotes Modellkleid, das sie vermutlich von einer finanziell bessergestellten Freundin ausgeliehen hatte. Als sie aus der Taxe

stiegen, blieben sie einen Augenblick lang unter der Markise vor dem Gebäude stehen und ließen den Blick nach links und rechts gleiten, so, als rechneten sie damit, daß Kameras auf sie gerichtet seien und Blitzlichter aufflammten, und als wollten sie den Reportern Gelegenheit geben, in Ruhe ihrer Arbeit nachzugehen. Natürlich gab es nichts dergleichen. Doch sollten diese beiden nur wenige Wochen später – so zumindest sah Mimis Plan es vor – im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des ganzen Landes stehen.

Sheila Shearsons und Dirk Gordons Gesicht sollten von Amerikas Bildschirmen und den Farbseiten der Modemagazine lächeln, sie waren von Mimi dazu ausersehen, die Mireille-Frau und den Mireille-Mann zu verkörpern, und sofern Mimis Werbekampagne den gewünschten Erfolg hatte, würden die beiden dabei um die zwei Millionen Dollar verdienen. Und dann? Obwohl diese beiden Schönen es noch nicht wußten, war es möglich, daß sie nach der aufwendigen Werbekampagne keine Arbeit mehr fanden. Es ist eins der trüben Paradoxe dieses Geschäfts, daß auf großen Ruhm ebenso großes Vergessen folgen kann, wenn ein Gesicht durch eine Werbekampagne «verschlissen» ist. Wenn die beiden nicht sehr aufpassen, dachte ich, muß sie in ein paar Jahren möglicherweise wieder Schuhe vorführen und er vielleicht als Tanzlehrer arbeiten.

Aber wer kann so etwas im voraus wissen? An jenem Abend waren sie zwei Unbekannte, die, wenn auch für sehr kurze Zeit, Berühmtheiten sein würden – eine dunkelhaarige junge Frau von neunzehn Jahren, die mit ihrem Augen-Make-up und dem Modellkleid zwei oder drei Jahre älter aussah, und ein junger Mann von fünfundzwanzig, den man aus Berufsgründen als zweiundzwanzig ausgab und dessen Haar die Farbe von Kanarienvogelfedern hatte.

«Ich möchte einen blonden Mann und eine brünette Frau», hatte Mimi gesagt, und diese Anforderung erfüllten die beiden. Dabei war es unerheblich, daß sie einander nicht ausstehen konnten.

Wichtig an der ganzen Geschichte ist, daß alles bei Mimis Abendgesellschaft anfang und die beiden als erste eintrafen.

Ich stellte mir vor, daß Sheila, während sie in den Aufzug traten – nicht zu Dirk, sondern zu ihrem Spiegelbild – sagte: «So. Wenn du sie schon kennst, wie sieht sie aus?»

Seine Antwort kam von oben herab: «Das wirst du schon sehen, Schätzchen.»

Daraufhin mochte sie sich dem Fahrstuhlführer zuwenden, um ihn gebieterisch zu fragen: «Sie arbeiten doch hier. Wie ist sie denn?»

Buddy, der derlei Gespräche in seinem Lift ganz und gar nicht schätzt, könnte dann höflich, aber vorwurfsvoll geantwortet haben: «Sie werden feststellen, daß Mrs. Moore eine richtige Dame ist, Ma'am.»

Jetzt haben sie den vierzehnten Stock erreicht. Buddy hält ihnen mit seinen weißhandschuhten Händen die Außentür auf, sie steigen aus, und die Fahrstuhltüren schließen sich hinter ihnen.

«Regel Nummer zwei, Schätzchen. Man spricht vor dem Fahrstuhlführer nicht von seiner Gastgeberin», sagt der junge Mann. «Das ist ganz schlechter Stil.»

Der ovale Vorraum zu Mimis Wohnung ist klein, und seine Wände sind mit blaßgelber Seidentapete bespannt. Neben der Eingangstür stehen zwei Rokokokommoden mit ovalen, silbergerahmten Spiegelaufsätzen. Ich sah förmlich, wie die junge Frau, den Lippenstift in der Hand, sogleich zu einem davon trat. «Und was soll der Quatsch mit Mrs. Moore?», fragt sie, während sie dem Spiegel einen Schmollmund macht. «Ich dachte, diese Mimi heißt Meyerson?»

«Regel Nummer drei», sagt der junge Mann. «In der Firma ist sie Miss Meyerson, zu Hause Mrs. Bradford Moore.»

«Zum Teufel mit deinen Regeln», sagt sie.

Der junge Mann lehnt sich lässig gegen den Türrahmen, zupft ein unsichtbares Fusselchen vom Ärmel seines Smokings und meint: «Was für eine böse Zunge in dem hübschen leeren Köpfchen. Sag Bescheid, wenn du mit der Fassadenrenovierung fertig bist, ich klinge dann. Bis dahin überleg dir ruhig mal, ob nicht die Beherrschung von ein paar Anstandsregeln eine Erklärung dafür sein könnte, daß ich fünfhundert die Stunde bekomme, während du nie über zweihundertfünfzig hinausgekommen bist.»

«Damit ist es jetzt vorbei, Schlappsack», sagt sie.

«Wie wär's mit ein wenig Damenhaftigkeit?» fragt er. «Probier's heut abend einfach mal. Wer weiß – vielleicht hättest du damit sogar eine Zukunft, Schätzchen.»

«Immerhin hab ich den Vertrag, oder nicht?»

«Sie kann es sich jederzeit anders überlegen», sagt er. «Das ist schon vorgekommen.»

Durch den Spiegel wirft sie ihm einen kurzen, fragenden Blick zu, und er tippt mit der Spitze seines Zeigefingers sacht auf den Klingelknopf.

Von der gegenüberliegenden Straßenseite aus sah ich im Schatten des Laubdachs der Bäume zu Mimis Wohnung empor. «Ich will zwei unbekannte, unverbrauchte nagelneue Gesichter, die ausschließlich mir gehören», hatte Mimi gesagt. Ich sah, wie in einem Raum nach dem anderen Licht anging, dann erkannte ich in einem plötzlich schräg einfallenden Strahl der Nachmittagssonne durch ein geöffnetes Fenster ihres Schlafzimmers, auch wenn ich vierzehn Stockwerke weiter unten saß, verblüfft ihren unverkennbaren Umriß und glaubte einen Augenblick lang ihr perlendes Lachen zu hören. Ein Mann trat zu ihr, sie wandte ihm den Rücken zu, er beugte sich über sie, und ich begriff, daß er den Reißverschluß ihres Kleides zuzog. Ihr Gatte Brad Moore war das nicht, denn er hatte, das wußte ich, noch im Büro zu tun und würde etwas später kommen. Der Mann, der ihr half, konnte der Statur und Haltung nach nur ihr Butler Felix sein.

Daran war nichts Ungewöhnliches. Dann aber sah ich etwas, das mich verblüffte. Felix beugte sich noch tiefer und küßte sie auf die bloße Schulter. Kein Zweifel. Er hatte sie geküßt. Dann entfernten sich beide Schatten vom Fenster.

Der Kuß gab mir zu denken. Von Mimi Meyerson Moore konnte ich mir nicht vorstellen, daß sie ein Verhältnis mit ihrem Diener hatte. Es paßte einfach nicht zu ihr. Trotzdem – dieser Kuß auf die Schulter verriet ein großes Maß an Vertrautheit und Zärtlichkeit. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte.

Später erfuhr ich die Bedeutung jenes Kusses. Zu gegebener Zeit würde Mimi auch mich auffordern, sie auf die Schulter zu küssen. Damals aber verblüffte mich meine Beobachtung, und ich hatte das unangenehme Gefühl, daß mich mein zufälliger und unbeabsichtigter Blick hinauf zu ihrem Fenster aus meiner gewohnten Rolle als Zuhörer herausgerissen hatte und ich jetzt ein Voyeur war – was ich nie hatte sein wollen.

Unterdessen machen sich weitere Gäste auf den Weg. Mimis Onkel Edwin Meyerson, der jüngere Bruder ihres Vaters, den alle Verwandten nur «Edwee» rufen, ist in seiner Chauffeur-Limousine pünktlich um Viertel nach sieben von seinem Haus am Sutton Square aufgebrochen. Er bekleidete nie eine Position in der Firma Miray, sondern ist ein angesehener Kunsthistoriker und -kritiker sowie ein Feinschmecker, Hobby-Koch und Restaurant-Kritiker, dessen Rezepte bisweilen in Zeitschriften wie *Vogue* und *Town & Country* abgedruckt wer-

den. Seine Kunstkritiken, oft schwerer verständlich als seine Anweisungen für die Herstellung eines *Soufflés*, erscheinen von Zeit zu Zeit in *Art & Antiques* oder *Connoisseur*. Er ist ein Lebemann und Dandy, und er freut sich, daß sein trotz seiner 55 Jahre noch volles Haar, das er recht lang trägt, an genau den richtigen Stellen ergraut. Kaum je verläßt er das Haus ohne eine rote Nelke im Knopfloch; sie ist geradezu sein Markenzeichen.

Neben ihm hat auf dem Rücksitz seine junge Frau Gloria mit dem pfirsichfarbenen Haar Platz genommen. Sie sind erst seit wenigen Monaten verheiratet, und die Ehe ist ein neues Experiment für ihn, das ihm recht angenehm erscheint. «Du siehst aus wie eine Redouté-Rose», hat er gerade zu Gloria gesagt, denn ihr Kleid – er selbst hat es ihr in einer kleinen, exquisiten Boutique an der Madison Avenue gekauft – hat dieselbe Farbe wie ihr Haar.

«Was für eine Rose?» fragt sie und fährt fort: «Worum geht es bei dieser Gesellschaft heute abend überhaupt?»

«Es wird wohl wieder eine von M-M-Mimis kleinen Schrullen sein.» Edwee Meyerson stottert mitunter, vor allem, wenn ihm etwas nahegeht oder zu schaffen macht. Gloria zielt mit ihren lackierten Fingerspitzen auf die Stelle zwischen seinen Hosenbeinen und kitzelt ihn. «Ungezoogenes kleines Kätzchen», flüstert er.

Vor dem Gebäude mit der Nummer 200 an der East 66. Straße hält der Wagen zum erstenmal, um Edwees ältere Schwester Naomi Meyerson aufzunehmen, die von Mimi «Tante Nonie» genannt wird, sowie deren Begleiter für den Abend, einen deutlich jüngeren Mann namens Roger Williams, den Edwee noch nicht kennt. Er begrüßt ihn kühl und distanziert, wie er das bei allen Unbekannten tut, vor allem, wenn es sich um Freunde von Nonie handelt.

Während der Chauffeur ihr in den Wagen hilft, verbreitet sich im Inneren sogleich eine aufdringliche Wolke eines aggressiven, leidenschaftlich wirkenden Parfüms, und sie murmelt: «Ich möchte euch meinen wahnsinnig klugen neuen Freund Roger Williams vorstellen. Roger, das ist mein Bruder Edwee und seine Frau Gloria.»

«Hallo», sagt Edwee und reicht ihm halbherzig die Hand.

«Angenehm», sagt Gloria.

Der Wagen schiebt sich nordwärts in den Verkehr.

Im schmeichelnden Abendlicht, das durch die getönten Scheiben fällt, wirkt Naomi Meyerson beinahe schön. Sie ist nicht mehr jung, doch nur wenige Angehörige kennen ihr wahres Alter, denn sie macht sich schon seit so vielen Jahren immer wieder jünger, daß selbst

sie, wenn sie ihr Alter einmal nennen wollte, dazu wahrscheinlich nicht mehr in der Lage wäre. Nur ihre Mutter könnte das, würde es aber nie wagen, da sie Nonies Haltung in dieser Sache kennt. Nicht einmal ihr Bruder Edwee weiß genau, wie alt seine Schwester ist, er weiß nur, daß sie bereits verheiratet und geschieden war, als er zehn Jahre alt war. Rechnen Sie es sich selbst aus. Es ist ein Geheimnis, das sie mit ins Grab nehmen wird.

Sagen wir also einfach, daß Nonie Meyerson (sie hat ihren Mädchennamen über alle – kinderlosen – Ehen hinweg behalten) jünger aussieht, als sie ist. Sie pflegt sich, macht immer wieder Abmagerungskuren, ist stolz auf ihre schlanken Beine und Fesseln und darauf, daß sie noch dieselbe Kleidergröße trägt wie mit neunzehn. Statt Fältchen im Gesicht hat sie winzige, kaum sichtbare Narben hinter dem Ansatz ihres Haares, das noch immer denselben glänzenden Haselnußschimmer wie eh und je hat und dank der Bemühungen eines geschickten Friseurs beim Gehen wie bei einem jungen Mädchen wippt. Heute wirkt sie in dem kurzen schwarzen Dior-Kleid, das ihrer Figur schmeichelt, mit einer schlichten Perlenkette, diamantenbesetzten Perlenohrringen und einem Solitär am Ringfinger, «bemerkenswert gut erhalten», wie ihre Freundinnen bisweilen hinter ihrem Rücken tuscheln.

Im Sitzen reckt sie gewöhnlich das Kinn in die Luft, als balanciere sie eine Vogelfeder auf der Spitze ihrer vollkommen geschnittenen Nase – so auch jetzt im Wagen ihres Bruders.

«Worum geht es bei dieser Gesellschaft heute abend überhaupt?» fragt Gloria noch einmal, diesmal an ihre Schwägerin gewendet.

«Ich denke, die kleine Mimi will eine Art von Ankündigung machen», gibt Nonie zur Antwort. «Irgendwas mit der Firma. Sie hat gesagt, es würden in erster Linie Verwandte da sein, aber auch ein oder zwei Überraschungsgäste. Sind dir Überraschungen nicht zuwider?»

«Eine scheußliche Branche», sagt Edwee. «Wie hält die arme Mimi den Umgang mit solchen Menschen nur aus? Das Kosmetikgeschäft ist so ordinär.»

«Ich habe dich deine Dividendenschecks aber noch nie zerreißen sehen, lieber Edwee», meint Nonie trocken.

«Das Ganze ist so *jüdisch*.»

«Nun, lieber Edwee, wir *sind* Juden», sagt Nonie.

Gloria kreischt ein wenig auf. «Stimmt das, Edwee? Davon hast du mir aber nichts gesagt!»

Er tätschelt ihr Knie. «Kaum der Rede wert. Zerbrich dir dein Köpfchen nicht darüber, Kätzchen.»

«Aber ich finde, ich hätte es meiner Mutter vorher sagen müssen, daß ich einen Juden heirate.»

«Mag denn deine Mutti Juden nicht, Kätzchen?»

«Ich glaub nicht, daß sie je welche gekannt hat.»

«Nun, jetzt kennt sie mich», sagt er.

«Bin ich jetzt auch Jüdin?»

Um das Thema zu wechseln, wendet sich Edwee an seine Schwester, die nach wie vor zur Wagendecke hinaufschaut, und sagt: «Hauptsächlich Familie. Bedeutet das, daß auch die arme Alice da sein wird?»

«Ich glaube, ja.»

«Dann gibt es ein Debakel», prophezeit Edwee düster.

«Nicht unbedingt. Sie hat sich in letzter Zeit anständig benommen. Du weißt ja, ihre Kur im Betty-Ford-Center.»

«Aber wie lange hält so was vor? Denk an die früheren Behandlungen!»

«Ich finde, wir sollten uns Mühe geben, ihr zu zeigen, daß wir zu ihr stehen», sagt Nonie.

«Bis zum nächsten Fiasko», seufzt Edwee.

«Wer ist Alice?» fragt der junge Mann namens Roger Williams mit angenehmer Stimme.

«Ah», sagt Edwee, während er sich zurücklehnt und sorgsam seine Pfeife anzündet. «Eine sehr gute Frage, Mr. Windsor. Wer ist Alice?»

«Williams.»

«Also, Mr. Williams. Was würdest du sagen, liebe Nonie?» Ohne ihre Antwort abzuwarten, fährt er fort: «Alice ist in keiner Weise mit uns verwandt, außer durch einen winzigen zufälligen Umstand, den man Ehe nennt. Sie ist Mimis Mutter, die Witwe unseres Bruders Henry mit dem tragischen Lebenslauf, der Mimis Vater war. Alice ist unsere Kameliendame, die verwunschene Vergangenheit, unsere tragische Schwägerin.»

«Aha», sagt Williams trocken. «Jetzt weiß ich alles, was ich wissen muß.»

«Alice bedeutet für diese Familie wenig, außer daß Mimi ihren Lenden entsprungen ist wie Pallas Athene dem Kopf des Zeus. In Cincinnati gibt es ein paar Williams, eine erstklassige alte Familie. Ihre Leute?»

«Ich fürchte, nein.»

Noch einmal muß der Wagen unterwegs halten. Am Hotel Carlyle nimmt er Fleurette Guggenheim Meyerson auf, Edwees und Nonies Mutter, Mimis Großmutter und Witwe des großen Adolph Meyerson, der hinter allem steht. Als der Portier die elegante schwarze Limousine erkennt, tritt er in die Halle des Hotels, um Mrs. Meyerson hinauszubegleiten.

Fleurette Meyerson, von Mimi und den jüngeren Familienmitgliedern Oma Flo genannt, ist 89 Jahre alt, ein wenig gebrechlich und nahezu blind, aber sie nimmt durchaus noch am Leben um sich herum teil. Um sich auf keinen Fall zu verspäten, wenn ihr Sohn sie abholt, sitzt die zierliche Dame schon seit einer halben Stunde im Foyer des Carlyle. Während der Wagen vorfährt, tritt sie auf den Gehsteig, mit einer Hand beim Portier eingehängt, der ihr die Tür offenhält, die andere um den Griff eines Stocks geklammert. Edwees Chauffeur springt mit ungewohnter Eile aus dem Wagen, denn drei Männer sind nötig, um die alte Dame sicher und ohne Zwischenfall in den Fond zu bugsieren und dafür zu sorgen, daß sie dort bequem sitzt, ihren Stock in Reichweite. Da thront sie, das Täschchen im Schoß und einer Karakuldecke über die Knie gebreitet, eine weiche Krone aus blaß-purpurfarbenem Haar auf dem Kopf.

«Danke, Harry», sagt sie zum Portier, als alles erledigt ist. «Harry», teilt sie den anderen im Wagen mit, «macht Nachtschicht. Er ist ein guter Junge und stellt mir den Fernsehsender ein, auf dem mein Lieblingsprogramm kommt.» Jetzt fahren ihre kleinen behandschuhten Hände im Wageninneren umher, tasten nach den anderen, erkennen sie an der Form einer Kniescheibe, eines Handgelenks, einer Schulter. «Da ist noch jemand!» ruft sie mit durchdringender Stimme. «Ich erkenne Edwee und seine kleine Freundin, ich erkenne Nonie – aber wer ist der andere?»

«Mein Freund Roger Williams, Mutter», sagt Nonie und führt ihre ausgestreckte Hand zu seiner. «Erinnerst du dich, daß ich dir von ihm erzählt habe? Wie klug er ist?»

«Ich bin nicht mehr Edwees kleine Freundin, sondern seine Frau. Weißt du das nicht mehr?» fragt Gloria kichernd.

«Doch, doch.»

«Du hast uns das silberne Kerzending zur Hochzeit geschickt.»

«Einen Tafelaufsatz», verbesserte Edwee.

«Von mir aus.»

«Wohin fahren wir eigentlich?» erkundigt sich Fleurette Meyerson, während der Wagen anfährt. «Ich habe es ganz vergessen.»

«Zu Mimi, zum Abendessen», sagt Nonie, «eine Familieneinladung, weißt du nicht mehr?»

«Es wird bestimmt atemberaubend langweilig werden», sagt Edwee.

«Ach ja? Warum fahren wir dann hin?» Dann lacht sie auf. «Das ist ja nur einer von deinen kleinen Scherzen, nicht wahr, Edwee? Ich vergesse immer, daß du so gern scherzt.»

Eine kurze Stille tritt ein. Als der Wagen an einer Ampel hält, sagt sie: «Heute nachmittag war Mr. Monticello bei mir.»

«Wer ist das?»

«Jemand vom Metropolitan Museum. Er wollte sich meine Bilder ansehen. Ich hab ihm gesagt: «Meinem Sohn Edwee wird wahrscheinlich nicht gefallen, was ich tue, ich tue es aber trotzdem.»»

«Und was hast du vor, was mir nicht gefallen wird?» fragt Edwee mit leichter Spannung in der Stimme, während die Limousine wieder anfährt.

«Ich will meine Gemäldesammlung dem Museum schenken. Jedenfalls einen Teil. Vielleicht lasse ich die Leute aussuchen, was sie haben wollen. Mr. Monticello schien mir sehr interessiert.»

«Meinst du etwa Philippe de Montebello?»

«Möglich. Monticello – Montebello, wo ist da der Unterschied?»

«Deine Absicht ist äußerst töricht», sagt Edwee. «Hast du mit den Anwälten gesprochen, M-M-Mutter? Deine Sammlung ist unb-b-bezahlbar, sie ist –»

«Siehst du? Ich hab ja gleich gesagt, es würde dir nicht gefallen, Edwee. Warum sollte ich es nicht tun? Ich habe diese Bilder immer als meine Freunde angesehen und mit ihnen gesprochen. Aber was nützen sie mir jetzt, wo ich sie nicht mehr sehen kann? Sollen sich doch andere daran erfreuen.»

«Du willst doch nicht etwa die Cézannes fortgeben... die B-B-Bentons... den G-G-Goya...»

«Hör sofort auf zu stottern, Edwee, es macht mich nervös. Du hast doch vorhin auch nicht gestottert. Ich denke, Mr. Monticello will sie alle.»

«Ich verbiete dir, das zu tun, ohne dich vorher beraten zu lassen.»

«Und von wem?»

«Von *m-m-mir*.»

«Ich dachte, du würdest die Bilder zuerst der Sammlung Guggenheim anbieten», sagt Nonie besänftigend. «Dann würden sie doch sozusagen in der Familie bleiben.»

«Ich habe Onkel Sol nie gemocht. Er hat deinen Vater und mich von oben herab behandelt. Außerdem hatte er es mit anderen Frauen. Das eine kann ich von eurem Vater sagen – er hatte es nie mit anderen Frauen. Nicht, soweit ich weiß. Onkel Sols Frau wußte davon und ist an gebrochenem Herzen gestorben.»

«Mutter, m-m-muß ich dir als erster sagen, daß du senil geworden bist?» Edwee brüllte es fast heraus. «Ich laß dir die Geschäftsfähigkeit absprechen und dich unter Vormundschaft stellen –»

Der Wagen fährt jetzt vor dem Gebäude 1107 an der Fifth Avenue vor, und der Portier tritt heran. «Fahren wir etwa zu Mimi?» erkundigt sich Fleurette Meyerson erneut. «Sind wir jetzt an ihrem Haus?»

«Ja, Mutter», murmelt Nonie.

Fleurette Meyerson sitzt sehr ruhig, die Hände im Schoß, als sitze sie einem Maler Modell. Doch als sie jetzt zu ihrem Sohn spricht, liegt in ihrer Stimme stählerne Entschlossenheit. «Vor Mimi werden wir uns nicht streiten», sagt sie. «Hörst du? Sie will das nicht und ich auch nicht. Vergiß nicht, daß ich dies und jenes über dich weiß, was du nicht morgen in der Zeitung lesen möchtest!» Sie rückt mühsam näher zur Tür, schiebt sich vorwärts und läßt sich hinaus-helfen.

Noch ein Wagen strebt auf Mimis Haus zu. Mimi hat ihn gemietet, und in ihm sitzt nur ein Fahrgast: Alice Bloch Meyerson, Mimis Mutter und Oma Flos zweite Schwiegertochter. Sie hatte nicht kommen wollen. «Laß mich doch zu Hause bleiben», hatte sie ihre Tochter am Telefon gebeten.

«Ich möchte dich hierhaben, Mutter. Es ist zwar in erster Linie eine Firmenangelegenheit, aber sie betrifft auch die Familie. Ich möchte alle dahaben.»

«Ich bin einfach noch nicht so weit», sagte Alice, «ich kann das noch nicht vertragen.»

«Ach was – natürlich kannst du.»

«Ich kann Nonie, Edwee und Flo noch nicht ertragen, Mimi. Du weißt doch, daß sie mich immer behandeln, als müsse man bei mir mit allem rechnen.»

«Unsinn, Mutter.»

«Doch, Mimi. Bei denen hab ich immer das Gefühl, eine Außenseiterin zu sein. Ich gehöre nicht wirklich zur Familie, Mimi.»

«Du bist meine Mutter, oder etwa nicht?»